

Nr. 280. Bromberg, den 11. Dezember 1929.

Unter den Pehuenchen.

Eine chilenische Erzählung von **Friedrich Gerstäcker.**

(1. Fortsetzung.)

Solche dunklen Gedanken zuckten ihm durchs Hirn, als er mit untergeschlagenen Armen, den Blick fest auf den Boden gerichtet, dasaß und vor sich hinstarrte. Aber der Häuptling der Pehuenchen war kein Grübler. Plötzlich den Kopf emporwerfend, ließ er den Blick über seine Krieger schweifen, die, noch ungewiß, welcher Befehl ihnen werden würde, in verschiedenen Gruppen umherstanden.

„Saman!" rief der Häuptling, und aus der einen Gruppe löste sich eine kleine, schmächtige Gestalt, die wie ein Pfeil über den Boden auf ihn zuglitt. — „Du bist rasch und geschickt", fuhr Jenkitruß ohne weitere Vorbereitung fort, „folge Allumapus Fährte, aber kein Weißer darf dich sehen. Nahst du dich diesen Wohnplätzen, so laß dein Pferd im Dickicht. Du kehrst mit Allumapu zurück, oder — meldest mir, was aus ihm geworden. Hast du mich verstanden?"

Der Indianer antwortete nicht. Geräuschlos glitt er zu seinem Pferd hinüber, warf ihm den Zügel über, und auf den nackten Rücken desselben springend, war er im nächsten Augenblick schon im Wald verschwunden. Jenkitruß aber warf sich neben seinem Feuer nieder, und die anderen Indianer die jetzt sahen, daß für die nächste Zeit nichts unternommen wurde, lagen bald auf dem Boden, um die Ruhe zu suchen. Alle wußten, daß sie den Moment benutzen mußten; denn wenn es zum Kampfe kam, wurden ihre Kräfte nicht geschont.

2. Das Fest auf der Hacienda.

Aus dem araukanischen Gebiet, — jenem weiten, herrlichen Landstrich, auf welchem die chilenischen Indianer noch bis zum heutigen Tag ihre Unabhängigkeit gewahrt und ihr Land gegen jeden Feind verteidigt haben, — kehrten die chilenischen Regierungstruppen zum erstenmal siegreich zurück. Den wilden, braunen Burschen war es nämlich in ihren fruchtbaren Tälern und mit süßen Weiden bedeckten Hügelhängen zu wohl geworden, so daß sie anfingen, ihre weißen nördlichen Grenznachbarn zu belästigen. Ob die Häuptlinge damit in Verbindung standen, ließ sich allerdings nicht ermitteln, es war sogar unwahrscheinlich; denn sie konnten nicht gut ein Interesse dabei haben, ihre Nachbarn zu erbittern und zu reizen. Nichtsnutziges, raublustiges Gesindel, aufgestachelt von weißen Vagabunden, die sich der chilenischen Justiz durch die Flucht unter die Indianer entzogen, mochte wohl die Schuld an den immer häufiger vorkommenden Viehdiebstählen tragen. Aber die Häuptlinge mußten dafür verantwortlich gemacht werden, wenn sie solchem gesetzlosen Treiben nicht Einhalt tun wollten oder konnten. Und als diese Grenzverletzungen kein Ende nahmen, rückten die chilenischen Soldaten in geschlossener Macht hinüber in das araukanische Gebiet und übten, wie sie es nannten, Vergeltungsrecht.

Den eigentlichen Feind trafen sie dort allerdings nicht; denn wenn sich ihnen auch einzelne Schwärme junger Krieger entgegenwarfen, so mußten diese doch bald den überlegenen Feuerwaffen und der vernichtenden Wirkung mitgeführter Kanonen weichen. Sie konnten nicht standhalten; das weite Land lag den Feinden offen, und während die Familien in wilder Hast in die Berge flüchteten, um dort oder auf der Otra Banda Schutz zu finden, trieben die Männer, was sie in der Eile von ihren Herden zusammenbringen konnten, ihnen nach und ließen ihre Gehöfte und Felder in der Gewalt der Weißen.

Vernünftiger wäre es gewesen, wenn diese einen gemäßigten Gebrauch von dem erlangten Vorteil gemacht und sich begnügt hätten, den Indianern nur ihre Macht zu zeigen; denn mächtig genug, das für den Augenblick gewonnene Gebiet zu behaupten, waren sie doch nicht. So aber wirtschafteten sie nicht besser, als es die Indianer getan haben würden, wenn sie in Feindesland eingebrochen wären. Sie zerstörten die Wohnungen der Araukaner und brannten sie nieder, verwüsteten ihre Felder und hetzten die armen Frauen und Kinder in die unwirtlichen Berge hinein. Dann sammelten sie an Vieh und Pferden, was sie noch finden konnten, und trieben alles so rasch als möglich nach Norden, in ihr eigenes Land hinauf.

Unangefochten erreichten die Chilenen indessen ihre Grenze wieder, deren Insassen aber nicht besonders erfreut über das gewonnene Resultat schienen; denn bei solcher Kriegführung, — wenn ihre Freunde auch augenblicklich den Sieg davon getragen, — waren ihnen die Indianer doch überlegen, und gerade die an der Grenze wohnenden Kolonisten blieben in einem Vergeltungszug der gereizten Eingeborenen deren Rache am ersten ausgesetzt. Aber solche Bedenken kamen jetzt zu spät; das tapfere Heer kehrte siegreich und mit Beute beladen heim, und den Haciendados blieb nichts übrig, als sich in das Unvermeidliche zu fügen und das Kommende geduldig zu erwarten.

So herrschte auch heute in dem Hause des Sennor Enrique Rimas oder Don Enrique, wie er nach der dortigen Sitte gewöhnlich genannt wurde, reges, munteres Leben, und die Militärmusik des letzten Bataillons durchziehender Truppen sollte nicht umsonst in seinen Außengebäuden die Nacht gelagert haben.

Don Enrique hatte auch alle Ursache, den Zufall zu benutzen; denn gerade heute war seine älteste Tochter Elisa mit einem benachbarten und sehr reichen Haciendado verheiratet worden, und noch heute abend wollte dieser mit seiner jungen Frau auf sein eigenes Landgut hinüberreiten. Der Tag mußte deshalb der vollen Freude gewidmet sein. Don Enriques Hacienda lag reizend auf einem kleinen Plateau mitten in den Hügeln, gerade nahe genug bei der Hauptstadt des Distrikts, „Concepcion", um in einem Tage einen Ritt dorthin und zurück machen zu können, und doch auch wieder weit genug entfernt, um vollkommen die ländliche Einsamkeit zu genießen. Der Eigentümer hatte keine Kosten gescheut, um sein Grundstück nicht allein nutzbringend, sondern auch freundlich herzurichten, und die Natur begünstigte ihn dabei in reichem Maße.

Inmitten des Plateaus erhob sich das mit zwei Seitenflügeln versehene Gebäude. Hinter dem Haus zog sich ein weiter Weinberg hin, der mit einer Unzahl von Lauben

und schattigen Gängen bedeckt war, in denen die vollen und schweren Trauben niederhingen (die Gegend von Concepcion ist ihres herrlichen Weines wegen berühmt), während weiter zurück die Keltergebäude und Pressen lagen. Vor dem Haus befand sich ein reizender Garten, den die herrlichsten Obstbäume füllten. Selbst ein paar Palmen waren an geschützter Stelle angepflanzt und gaben dem Ganzen etwas Tropisches.

Don Enrique Rimas bewohnte diesen Platz mit seinen beiden Töchtern Elisa und Irene, die erste achtzehn, die zweite kaum sechzehn Jahre alt. Elisa war heute vermählt worden. So blieb ihm denn nur die Jüngste, ein liebes, herziges Kind mit langen schwarzen Locken, dunkelbraunen Augen und schelmischen Grübchen in Wangen und Kinn. Aber der Schelm saß ihr auch im Nacken, und wenn auch etwas verzogen vom Vater, der dem Liebling im Haus eben alles hingehen ließ, und mit einem kleinen Trotzkopf begabt, hatte sie sich doch einen festen Charakter bewahrt, und ihre unendliche Herzensgüte ließ nie zu, daß ihr Eigenwille je einem Menschen, — und wären es ihre niedrigsten Untergebenen gewesen, — wehe getan hätte. Da gab es aber auch keinen Guaso (diejenigen chilenischen Landleute, welche ihrem Wesen und ihren Anschauungen nach „Bauern" sind) in der Nachbarschaft, bei dem sie nicht die willkommenste Erscheinung gewesen wäre, die je den Eingang seiner Hütte verdunkeln konnte; da gab es keinen Peon auf dem ganzen Gut, vom niedrigsten Stalljungen an, der nicht für sie durchs Feuer gelaufen wäre. Als sie einst — eine tollkühne Reiterin — mit dem Pferde gestürzt war, und wochenlang das Bett hüten mußte, schien es ordentlich, als ob die ganze Nachbarschaft nach Don Enriques Hacienda wallfahrten gegangen wäre, so strömten sie täglich von allen Seiten herbei, um sich nach dem Befinden des allgemeinen Lieblings zu erkundigen.

So wuchs Irene, welche die Mutter schon frühe verloren hatte, fast mehr wie ein Knabe als ein Mädchen auf, und wenn sie sich wenig mit weiblichen Handarbeiten befaßte, so war sie dafür imstande, ein Pferd zu tummeln, einen Lasso zu werfen und mit der Pistole nach der Scheibe zu schießen, wie irgend ein junger Bursche ihres Alters. Aber trotzdem hatte sie sich doch jene schüchterne Weiblichkeit in ihrem ganzen Benehmen bewahrt, die gerade einen so unbezwingbaren Zauber über das Wesen einer Jungfrau ausgießt, und wenn ihr Vater behauptete, sie sei die Perle aller chilenischen Töchter, so war das ein Satz, über welchen vielleicht sämtliche chilenische Mütter die Achseln zuckten, der aber von keinem Sohn des weiten Landes bestritten worden wäre.

An dem heutigen Tage schien auch die ganze Nachbarschaft hier versammelt, und aus dem Bereich einer Tagereise war alles gekommen, was noch die Füße zu einem Tanze regen konnte. Wer hätte auch die Sambacuea, (den Lieblings- und Nationaltanz der Chilenen), im Hause Don Enriques bei solcher Gelegenheit versäumen mögen!

Die jungen chilenischen Offiziere fanden sich plötzlich in einem wahren Himmel. Von allen Seiten strömten auf schnaubenden, wiehernden Pferden Gestalten herbei, und das muntere Völkchen ließ sich kaum für kurze Zeit an den Mittagstisch bannen, der doch mit allen nur aufzutreibenden Delikatessen bedeckt war, denn jeder drängte, den Tanz zu beginnen.

Vor der Veranda war der Kies glatt und eben gekehrt und dadurch ein ausgezeichneter Tanzboden geschaffen. Auf der Veranda saßen die Musiker, und rechts und links davon hatten die Zuschauer herrlichen Platz, während vor dem Haus, in einem wahren Duftmeer von Orangenblüten, das lustige junge Volk zum Tanz antrat und in der zierlichen Sambacueca die Tücher schwenkte.

Dazu wurden fortwährend Erfrischungen herumgereicht, und das eigentliche Volk (die Diener oder Peons und ärmeren Guasos der Nachbarschaft), ward ebenfalls nicht vergessen. Im Hof, auf der andern Seite des Gebäudes, hatte man eine lange Tafel für sie gedeckt, ein Rind war geschlachtet worden, und Wein gab's im Überfluß. Mitten im Hof auf einer Art von hoher „Schleife" oder Schlitten, einem Fuhrwerk mit Kufen, das in diesen Gegenden häufig ist, lag ein Weinschlauch von riesigen Dimensionen, — ein wahres Heidelberger Faß unter den Schläuchen. Das ganze Fell eines mächtigen Stieres (die gewöhnliche Art, auf welche man den Wein dort verschickt), war nämlich abgestreift, inwendig von allem Blut und Fett gereinigt und dann wieder so vollkommen an allen Öffnungen vernäht worden, daß auch kein Tropfen aussickern konnte.

Die Haut lag jetzt auf den Kufen, so vollgefüllt von einem vortrefflichen roten Landwein, den Sennor Rimas auf seinem Grund und Boden gezogen, daß selbst die kurzabgeschnittenen Beinstümpfe emporstanden und dadurch einen ganz eigenen Anblick gewährten. Drei von den Beinen waren fest umschnürt, das vierte diente als Hahn beim Ausschenken. Einer der Peons stand, mit einem tüchtigen Ochsenhorn in der Hand, oben auf dem Schlitten neben dem Fell, um jeden zu bedienen, der danach verlangen sollte.

Kamen nun Gäste mit einem Horn oder einem im Haus gefundenen Gefäß zu dem Weinfell, so hielt ihnen der Ausschenker einfach das offengelassene Bein entgegen und setzte sich dann auf das Fell. Durch sein Gewicht wurde der Wein in einem Strahl in das daruntergehaltene Gefäß gepreßt.

Der Tanz war eben in vollem Gange, — die Sonne neigte sich schon wieder dem westlichen Horizont zu, aber Don Enrique wollte nicht, daß er damit unterbrochen würde, und eine Anzahl Pechfackeln lag am Eingang des Gartens aufgeschichtet, um mit Dunkelwerden den Platz zu erleuchten. Nur das junge Ehepaar hatte sich zurückgezogen, um seine Hochzeitsreise anzutreten, was hierzulande zu Pferd und im Sattel geschieht. Die Tiere waren im Hof aufgezäumt worden, und Don Fernando, wie der junge Haciendado hieß, hatte gehofft, ganz unbemerkt mit seiner Frau davonreiten zu können; aber das vereitelte das lustige Volk der Gäste. Posten waren schon nach jener Richtung ausgestellt, und wie beide, von einer Hecke blühender Orangenbüsche verdeckt und, wie sie glaubten, völlig unbemerkt, in die Sättel sprangen, blies plötzlich das Musikkorps auf ein gegebenes Zeichen einen lauten, schmetternden Tusch, und von allen Seiten sprang das fröhliche Volk hinzu, schwenkte Hüte und Tücher, und rief den hastig Davongaloppierenden ein lautes, lachendes Lebewohl nach.

Während die jungen Leute nach jenem Teil des Gartens stürmten, von welchem aus sich die Neuvermählten heimlich entfernen wollten und der Tusch lustig dazwischen schmetterte, hielt ein einzelner Reiter vor der Gartenpforte und horchte überrascht der plötzlichen Unterbrechung der eben noch gehörten Tanzmusik. Das laute Lachen und Jubeln, das gleich danach folgte, verriet ihm das Harmlose jener kriegerisch klingenden Töne, und ohne weiter zu zögern hob er geschickt mit seiner Lanzenspitze den hölzernen Riegel empor und ritt langsam in den Garten.

Der Tanz nahm das Interesse der Zuschauer so in Anspruch, daß sie den ruhig heranreitenden Indianer gar nicht bemerkten. Eben war Irene mit einem jungen Guaso, Carlos Mara, dem besten und gewandtesten Tänzer im ganzen Distrikt, angetreten, und laute Rufe des Beifalls belohnten das entzückende Paar. Still und regungslos aber hielt indessen, sein Pferd gezügelt, die Lanze auf den Boden gestellt und sich mit der rechten Hand darauf stützend, der junge Indianer hinter der Gruppe und betrachtete mit staunender Bewunderung den Tanz des reizenden Paares. Er hatte Auftrag und Umgebung in dem Entzücken dieses Augenblicks vergessen und fühlte nur das eine, daß er diesen Zauber nicht stören dürfe.

Da schnaubte sein Pferd, das mit dem Kopf fast die am weitesten zurückstehenden Zuschauer berührte, so daß die ihm nächsten überrascht von dem Laut, sich rasch umdrehten. Es waren Offiziere. Mit einem lauten Caramba! sahen sie zu dem Indianer empor, der hier, wie aus dem Boden gewachsen, zwischen ihnen hielt. Das erste Gefühl war das des Schrecks; denn wie hätte es ein einzelner Indianer wagen dürfen, bewaffnet zwischen ihnen zu erscheinen, wenn er nicht Hilfe in der Nähe wußte. Waren sie umzingelt — verraten?

Auch die Tänzer unterbrachen rasch den Tanz, und Irene zog sich beim Anblick des Indianers scheu nach dem Haus zurück, als ob sie sich dort sicherer fühle. Allumapu aber hielt ruhig und regungslos zwischen ihnen, nur ein leichtes, spöttisches Lächeln stahl sich über seine dunklen Züge, als er die augenscheinliche Verwirrung bemerkte, die sein Anblick

hervorgerufen hatte. Dann ließ er die Lanze in den rechten Arm fallen, brach einen der Myrtenbüsche ab, unter denen er gerade hielt, und aus dem Sattel springend, indem er das Pferd sich selber überließ und die lange Colihuelanze an den Myrtenbaum lehnte, aus dem er den Zweig gebrochen, schritt er, den Kopf erhoben, mitten in den Kreis hinein.

(Fortsetzung folgt.)

Advent.

Es rauscht geheim und zart und sacht
Ein zauberschöner Klang durchs Land.
Ein tiefes Sehnen ist erwacht,
Und frohe Liebe hat Bestand.

Wir wandern durch die stille Zeit
Und lauschen in den leisen Wind,
Ob von der Nacht der Herrlichkeit
Die Glocken schon zu hören sind.

Wir schauen ahnungsvoll beglückt
Zum weiten Himmelsdom empor,
Der bald mit Sternenglanz sich schmückt
Und Harfen stimmt zum Jubelchor.

Franz Eingia.

Adventsgeschehen in Jerusalem

Nach eigenem Schauen und Erleben.

Von Dr. phil. **Hans Walter Schmidt.**

Langsam stieg ich vom Ölberge nieder ins Kidrontal, das zu dieser Jahreszeit kein Wasser führte. Drüben erhob sich die hochgebaute Stadt Jerusalem mit ihrem Häusergewirr, mit ihren modernen Bauten wohlhabender Kaufleute und ihren elenden Hütten im Araber- und Judenviertel, mit ihren Menschen aus aller Herren Ländern, mit ihren verschiedenen Glaubensbekenntnissen des Christentums, des Judentums und des Islams. Und als ich die Stadtmauer sah, die von Süd nach Nord massig sich hinzog, da fielen mir die Worte ein, die der Jünger einst zu seinem Herrn sagte: „Meister, siehe, welch ein Bau!" Ja, wenn auch der Tempel, von dem der Jünger sprach, nicht mehr steht, so findet man doch in der gewaltigen Stadtmauer wohl noch hie und da einen Quaderstein größten Ausmaßes, der aus altherodeanischen Zeiten stammt, vor allem dort drüben, wo das Goldene Tor seinen mächtigen Bogen wölbt. Das Goldene Tor, durch das einst der Adventskönig, Christus, der Herr, Einzug hielt in Jerusalem. Wie sonderbar, daß jetzt das gewaltigste aller Tore in der Stadtmauer Jerusalems, das man das Goldene nannte, zugemauert ist! Der islamitische Bezwinger der heiligen Stadt hat es einst für immer schließen lassen, aus Furcht, es könnte dort ein fremder, christlicher Eroberer seinen Einzug halten und den Islam in Jerusalems Mauern stürzen.

Dort drüben, wo heute das arabische Dorf Abu Dis wie ein Schwalbennest an kahlen Felsen geklebt, hernieder grüßt, da stand Bethanien, ein Flecken, in den einst Jesus seiner Jünger zween hinab sandte, um für ihn den tragenden Esel zu holen, auf dem er zu seinem Volk einreiten wollte als geistlicher König, ihnen das Zepter der Vergebung und die Krone des Friedens zu bringen. Dort am Kidronbach, an dessen steinigem Bette ich stand, war der Lebensfürst mit seinem Gefolge treuer Jünger herabgeritten, umgeben von einer immer größer anwachsenden Volksmenge. Und das Goldene Tor stand weit offen, das Tor, dessen erhabene Steinarbeit auch heute noch Bewunderung hervorruft und Staunen sein mächtiges Ausmaß. Hier zog er ein zum Platze des Tempels, auf dem der mächtige Bau des altjüdischen Gotteshauses emporragte.

Langsam schritt ich seitwärts an der Mauer entlang, da wo der Märtyrer Stephanus einst den Steinwürfen fanatischen Volkes erlag, betrat durch das Davidstor die altertümliche Straße Altjerusalems und wandte mich nach links, dem Tempelplatze zu, der einst das jubelnde Hosianna gehört, der einst den Adventskönig geschaut, wie er sanftmütig und von Herzen demütig zum Hause geritten kam, das seines Vaters war. Und heute? Muß nicht ein tiefes, ängstliches Erbeben durch die Seele des Christen ziehen, wenn er die gähnende Leere, die trostlose Öde des verwaisten Tempelplatzes schaut? Muß nicht ein Schmerz, gleich einem zweischneidigen Schwert, durch das Herz eines strenggläubigen Israeliten zucken, wenn er die furchtbare Weissagung Jesu Christi an seinem Tempel, dem Heiligsten, das er hatte, erfüllt sieht: Kein Stein soll auf dem anderen bleiben? Darum klagen und jammern und beten alle Freitag abend, wenn der Sabbat anbricht, Scharen frommer Juden an der südlich den Tempelplatz abschließenden hohen Klagemauer, deren gewaltige Quadersteine unten Vertiefungen und glatte Stellen vom Antasten und ehrfürchtigen Küssen aufweisen. Ja, wohl fünfzehn Meter tief unter Schutt und Geröll der Zerstörung Jerusalems im Jahre siebzig liegt der Tempel Jehovas vielleicht für Zeit und Ewigkeit vergraben, und der Fuß der Moslims umkreist diese Stätte, um hinzupilgern zu dem in der südwestlichen Ecke des Tempelplatzes hoch aufragenden Felsendome, zu der Omarmoschee mit ihrer gewölbten Kuppel, dem zweitgrößten Heiligtum der Mohammedaner nach der Kaaba in Mekka, in dem als Reliquie einige Barthaare des Propheten gezeigt werden.

Hier darf die Seele, von der Heiligkeit des Ortes und des Augenblickes erschüttert, Advent feiern bei dem Gedanken, was alles hier sich zugetragen, als Jesus der Messias seinen Einzug hielt. Da stand er noch, der hochragende Bau des Tempels mit seinen Säulenhallen und seinem Vorhof, mit seinem Heiligen und Allerheiligsten. Und der Sohn des Vaters, der Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit den Menschen brachte, wollte Einzug halten in Jerusalem, im Tempel und in den Herzen der Menschen, wie auch heute noch. Unter dem freudigen Willkommenrufen der Menge: Hosianna, gelobet sei, der da kommet in dem Namen des Herrn! ritt der Davidssohn heran. Aber er sah im Tempel die Taubenkrämer feilschen und erblickte das Geld auf den Tischen der Wechsler. Er wollte, daß sein Haus ein Bethaus sein sollte. Die Menschen aber hatten es zu einer Mördergrube gemacht. Er vertrieb alles Unreine, die Händler und Verkäufer und stieß die Tische der Mammonsknechte um, er säuberte das Heiligtum Gottes von unheiligen Menschen, die ganz andere Gedanken hegten, als Gott, ihrem Herrn zu dienen.

Das war damals Advent. Wenn auch das Volk der Juden den König Jesus mit Hosianna willkommen hieß, so erkannten doch nur wenige den Heiland. Wie ein Menschenherz war der Tempel, in dem Unreinigkeit und Unglaube sich eingedrängt. Aber wie Jesus damals im Tempel seinen Einzug gehalten und ihn gereinigt hatte, so trachtet er auch heute danach, in den Herzen Einzug zu halten, um alles Unreine zu entfernen — besonders mächtig und eindringlich zur Adventszeit.

In der Taiga verirrt.

Ein Erlebnis in Ostsibirien von **Joseph M. Velter.**

Von allen Zweigen tropfte es. Grün, dunkel, undurchdringlich stand die Wand des Urwaldes, der endlosen menschenleeren Taiga, um mich. Kein Vogelruf, kein Laut, nur unaufhörlich fielen die Tropfen, rannen und rieselten.

Kein Zweifel mehr, ich hatte mich verirrt.

Früh am Morgen war ich aufgebrochen, von unserem Zeltlager aus, das an einem kleinen, namenlosen Nebenflüßchen des Tundawaku stand, im Herzen des ödesten, völlig unerforschten Bezirks westlich des Sichota Alin. Mein Gefährte Irquill lag krank, fiebernd, im Zelt, gepflegt von dem udechesischen Jäger Pau, dem einzigen Menschen, dem wir vor Wochen schon in der verfallenden Jägerhütte Lasawaisa in den Wildnissen am Waku begegnet waren. Er hatte sich uns auf dem Ritt durch die grenzenlose Ödnis zum Ussurigebiet angeschlossen. Nun braute er dem von Fiebern geschüttelten Kameraden phantastische Tränke, das einzige, was zu tun blieb, nachdem unsere Chininvorräte längst aufgebraucht waren.

Ich wollte für unsere Küche ein Stück Wild erlegen, einen Isjubrhirsch, ein Kabarga oder ein Kasulja, ein sibirisches Reh. Stundenlang war ich durch die Taiga gestreift.

Vergeblich. Dünner Regen rann aus den dichten Kronen der Baumriesen, aus Ahornen, Schwarzbirken und mongolischen Eichen. Bis über die Stiefel sank der Fuß in quellend nasses Moos, die Knie streiften durch ebenso nasses Waldriedgras, und nach kaum einer Stunde war ich naß bis auf die Haut. Dazu kam, daß tausend grauenvoll peinigende und quälende Mücken- und Gelsenschwärme ihr blutgieriges Wesen zu treiben begannen.

Endlich, am frühen Nachmittag, stand vor mir polternd ein Reh auf und brach in langen Fluchten durch die Zweige. Ich riß das Gewehr hoch und zog durch. Das Tier zeichnete kurz und verschwand in den dichten Büschen der dornenlosen wilden Rosen und den rosafarbenen Spiräen, die sich zwischen wuchernden Haselsträuchern unübersehbar weit hinzogen.

Ich stürzte auf die Anschußstelle zu, fand aber weder Schweiß noch Schnitthaare. Als ich mich umsah, verlor ich zudem die Gewißheit, tatsächlich an der Anschußstelle zu weilen. Ich begann, die Umgebung abzusuchen, dann dem weidwunden Tier ohne sichere Fährte zu folgen. Durfte es geschehen, daß es sich irgendwo im Wundbett niedertat und verluderte?

Stunde auf Stunde verging. Inzwischen aber hatte ich den Weg ganz außer acht gelassen. Wo war ich? In welcher Richtung mußte ich unser Zelt suchen? Ich wußte es nicht mehr. Nur eins gab es: die Fährte, den Weg wieder aufzufinden, den ich vor Stunden vom Anschuß aus genommen hatte. Mit dem Messer schnitt ich vor dem Abmarsch ein Rindenstück aus einer daurischen Linde, um wenigstens diese Abmarschstelle zu kennzeichnen. Dann ging es zurück durch die unendliche, schweigende Wildnis, zwischen tropfenschweren Asterbüschen und durch schnellendes Unterholz, über sturmentwurzelte Baumstämme, immer in der Hoffnung, wenigstens einen Bach oder ein Flüßchen anzutreffen, dessen Lauf ich zum Tundawaku zu folgen vermöchte.

Immer gleich aber stand die Wand der dunkelgrünen Waldwüstenei ringsum, ohne dem gequälten Auge auch nur einmal auf mehr als zehn Meter freie Sicht zu bieten. Viertelstunde auf Viertelstunde verrann so. Es begann langsam zu dunkeln. Zwischen den Stämmen der Bäume tauchten dünne, weiße Nebelschwaden auf. Nicht lange mehr, und ich mußte die Hoffnung aufgeben, meine eigene Fährte wieder zu finden.

Ein unbestimmbares Entsetzen begann mich zu beschleichen. Oft genug war es mir geschehen, daß mich ein leises Grauen gepackt hatte, wenn ich allein in diesen unvorstellbar öden Wildnissen der Taiga weilte, wenn ich Tausende von Kilometern ringsum nur Wald wußte, menschenleer, stumm, weg- und pfadlos. Aber jetzt und heute, da die Nacht nieder zu sinken begann und ich mich verloren, verirrt sah, ohne Aussicht, jemals wieder das Zelt und die Gefährten zu finden!

Die Nebel zogen und verdichteten sich zu weißen Schwaden. Ich hastete vorwärts. Sinnloses Jagen eigentlich, da es unsicher blieb, ob nicht jeder Schritt mich weiter vom Ziel entfernte. Bis ich, nach Stunden, wie vom Schlage gerührt voll jähen Entsetzens stehen blieb: Vor mir, nur wenige Schritte entfernt, leuchtete das weiße Fleisch jener daurischen Linde, deren Rinde ich vor meinem Abmarsch entfernt hatte. Also auch mir war jenes geschehen, über das ich zu Hause immer heimlich und ungläubig gelächelt hatte, wenn ich davon las: Ich war im Kreise gelaufen.

Hilflos, völlig erschlagen und erschöpft lehnte ich mich gegen eine Goldbirke. Aber die Füße versagten den Dienst. Langsam glitt ich an dem zottigen Stamm nieder.

Was nun? Es hatte keinen Sinn, nochmals aufzubrechen. Die Nacht war da. Mit ihr aber auch gleichzeitig neue Gefahren, neue Bedrängnis, hier mitten im Gebiet des Tigers, der seine nächtliche Streife um diese Stunde begann, im Lande der roten Wölfe, die in Rudeln auf Wildziegen und Rehe jagten und die mit einem einzelnen Menschen schnell fertig wurden.

Von den Bäumen tropfte es. Ein Kauz schrie. Unsagbares Grauen packte mich, eine nie empfundene namenlose Angst, nicht vor Wolf und Tiger, nein, nein, nur vor der Öde, dem unerträglichen Schweigen der unendlichen grauenvollen Verlassenheit dieses höllischen Landes. Ich war nahe daran, wie ein Kind zu weinen, völlig die Nerven zu verlieren.

Geräusch, Brechen in den Zweigen schreckte mich auf. Entsetzt fuhr ich hoch, schoß blindlings die Büchse ab. Donnernd brach sich der Schall in den Berghängen. Schweigen. Nur die Tropfen fielen eintönig nieder.

Eine fürchterliche Nacht folgte, die ich, mit meinem Gürtel angebunden, in den Ästen eines Ahorns verbrachte, ein ebenso fürchterlicher, verzweifelter Tag, bis gegen den späten Nachmittag meine Signalschüsse nach endloser Wanderung Antwort bekamen und eine halbe Stunde später Pau, der Udechese, auftauchte, der mich seit zwanzig Stunden gesucht hatte.



Bunte Chronik



§ **Ein falscher „Fürst" Sapieha.** Gerüchte verschiedenster Art knüpfen sich an eine vor sechs Wochen in Berlin gegründete „Deutsche Immobilien-Bank e. G. m. b. H.", die im ehemaligen Meßpalast in der Ritterstraße 68 im dritten Stock untergebracht ist. Der Gründer ist ein Fürst Leon Sapieha. Er ist seit acht Tagen verschwunden, wie es heißt, weil er die Miete für die Räume nicht aufbringen konnte. Die Angestellten haben seit der Gründung noch keine Gehälter erhalten. Bisher liegt eine Anzeige von einem Gastwirt vor, der sich um 100 Mark geschädigt fühlt. Ob in dem Betrieb überhaupt bankmäßige Geschäfte getätigt worden sind, läßt sich noch nicht überblicken. Im Hause weiß man nichts davon. Dem Vernehmen nach soll ein Arzt aus dem Zentrum der Stadt dem Gründer große Summen zur Verfügung gestellt haben. Schon im vergangenen Jahre machte der Fürst Leon Sapieha öffentlich von sich reden. Es hieß, daß er mit drei Teilhabern einen großen Verlag gründen und selbst den Posten des Chefredakteurs übernehmen werde. Das Unternehmen kam aber nicht zustande. Der Unternehmer soll, dem „Berl. Lokal-Anz." zufolge, in Wirklichkeit überhaupt kein Fürst sein, sondern ein 42 Jahre alter polnischer Forstläufer Stanislaw Woy. Weiter ist Sapieha dadurch bekannt, daß er gegen die Sowjetregierung einen Prozeß anstrengte, in dem er 50 Millionen Goldrubel als Entschädigung für eingezogene Liegenschaften beanspruchte. Mit diesem Prozeß wurde er abgewiesen.

* **Falschmünzer aus Ordnungsliebe.** Der ehemalige amerikanische Soldat Thomas Mc. Glade hatte sich vor einiger Zeit wegen Falschmünzerei vor einem Pariser Gericht zu verantworten. Der Angeklagte erklärte, daß er den Umstand, vor Gericht zu stehen, nur seinem Sinn für Ordnung zu verdanken habe. Der ordnungsliebende Amerikaner konnte nämlich den Anblick der schmutzigen und alten Banknoten, die in Frankreich im Umlauf sind, nicht vertragen. Wie sollte er aber in den Besitz von sauberen und angenehmen Banknoten, die so schön in der Hand knistern, gelangen? Nur dadurch, daß er auf seinem Papier eigene Banknoten herstellte! Diese Arbeit war um so leichter für Mc. Glade, da er in seinem Zivilberuf Graveur gewesen ist. Er fing mit der Anfertigung von französischen Banknoten an, kam aber bald auf den Gedanken, auch Banknoten anderer Länder herzustellen. Er versuchte es mit amerikanischen und kanadischen Hundert-Dollarnoten — und siehe da, seine Noten waren von den echten gar nicht zu unterscheiden. Das Geschäft ging bald glänzend. In kurzer Zeit hatte der Falschmünzer aus Ordnungsliebe über hunderttausend Dollar abgesetzt. Wie es immer passiert, war eine von den falschen Banknoten nicht so gut gelungen wie die anderen. Sie fiel dem Kassierer einer Bank auf und Mc. Glade wurde verhaftet. Er hält aber immer an der Behauptung fest, daß sein erster Gedanke war, saubere französische Banknoten anzufertigen, um die schmutzigen nicht in seine Hände zu nehmen. Diese Schwäche für Ordnung brachte ihn aber auf die schiefe Bahn des Verbrechens, schwört der seltsame Falschmünzer.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.